Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 7

Artikel: So sang Caruso : die bittern Erfahrungen
Autor: Gygax, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064947

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE BITTERN ERFAHRUNGEN

VON HEINRICH GYGAX, stud. mus.

Mit einer Illustration von H. Laubi

Also bitte : Ich bin ein Mensch von 25 Jahren, ein Meter siebzig gross, von guter Statur, darf, ohne unbescheiden zu sein, von mir sagen, dass ich ganz hell auf der Platte bin, eine mindestens durchschnittliche Musikalität mein eigen nenne, und habe, wie Freunde, Bekannte und Fachleute mir bezeugten, « Gold in der Kehle ». Also bitte : Warum sollte ich da nicht Sänger werden wollen ? Einzig mein Name Heinrich Gygax sprach dagegen; aber das liesse sich ja ändern.

Bleiben wir zunächst beim Wichtigsten : Ich habe Stimme. Schon in der Schule war ich Bester im Singen. Am Examen durfte ich die Solostellen übernehmen, und wenn meine Mutter ihr Donnerstagkränzchen abhielt, begleitete mich meine Schwester am Klavier zum « Guten Abend, gut Nacht ! » von Brahms, und die versammelten Tanten sagten mit Tränen in den Augen, es sei einfach herzig und rührend. Und als ich ins kunstverständige Alter kam, mal eine Oper, mal ein Abonnementskonzert besuchen durfte, da kaufte ich mir einen Band Schubert-Lieder und Balladen von Löwe, und wenn niemand zu Hause war, schmetterte ich : « Nach Frankreich zogen zwei Grenadiere » oder « Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir ! » Das waren Stunden höchsten Genusses. Das muss gesagt sein. Momente, wo das allereigenste Ich sich austoben konnte. Die Seele drehte sich gewissermassen nach aussen, sie wurde an die Sonne gelegt, ausgelüftet. Man war befreit, erlöst. Von was ? Schwer zu sagen. Es war jedenfalls etwas anderes als das Trägheitsmoment eines ruhenden Körpers auszurechnen, Schulaufsätze wie « Der Nutzen der Bäume » und dergleichen zu verfassen. Gar nicht zu reden von den Universitätsvorlesungen über die Deklination der besitzanzeigenden Fürwörter im Althochdeutschen. Aber ich greife vor.

Zu meiner Ichbeschreibung muss ich noch nachholen, dass ich mit guter Begabung, aber miserablen Zeugnissen die Mittelschule absolvierte und für nichts ausgesprochenes Interesse zeigte. Schule ist ein Kapitel für sich; ich habe jedenfalls schwer gelitten : diese fürchterlichen Profaxen, die noch heute in meine Träume hinüberrufen : « Asseyez-vous, Gygax, ce n'est pas la règle du régime direct ! » ... oder : « Quatsch, Gygax, das Resultat ist nicht Null, sondern plus minus Null ! »

Meinen Vater hatte ich in früher Jugend verloren. Meine Mutter war das, was man eine « feine » Frau nennt. Sie las gern gute Bücher und liebte Musik. Sie zog sich nach dem Tode meines Vaters von der Welt zurück, lebte seinem Andenken, wie sie sich ausdrückte, war mir und meiner Schwester eine herzensgute Mutter und verkehrte nur mit « feinen » Menschen. Ich hörte von ihr oft das Wort « ideal ». Ihr Wahlspruch war : « Edel sei der Mensch, hilfreich und gut ! » Sie verübelte mir meine schlechten Zensuren nie und legte meinen Wünschen und Plänen nie etwas in den Weg.

Irgendeinen Beruf muss der Mensch ergreifen, wenn er nicht von den Zinsen leben kann sein Leben lang. So auch ich. Also : die Berufswahl. Ich hatte eigentlich zu nichts Lust. Ich fand alles « so wenig ideal » und fand hierin grosse Unterstützung und Verständnis bei meiner Mama. Wie sollte ich ein ganzes Leben lang einen unidealen Beruf ausüben ? Nach der ewigen Schulfuchserei weiter « unregelmässige Verben konjugieren » ? Mich hungerte doch so sehr nach « Höherem », nach « Schönheit » ! Nach irgendetwas « Besserem », « Feinerem » ! Elektroingenieur, Jurist oder gar Kaufmann ..., nein, das waren keine Berufe für mich. Berufe, die doch nur auf den Gelderwerb hinausliefen ! Und wo man, bildlich gesprochen, sich die Hände schmutzig machte. Bildlich gemeint, wie gesagt. « Mein Bub ist eben ideal veranlagt », verteidigte mich meine Mutter, wenn andere darüber den Kopf schüttelten, dass ich noch immer nicht schlüssig war in der Berufswahl. Wenn ich heute, nachdem mir Verschiedenes, wie man gleich sehen wird, schief gegangen ist, an jene Zeit zurückdenke, so will mir scheinen, als ob eben doch das vielleicht brutale Machtwort eines Vaters gefehlt habe. Statt dessen lebten wir zu Hause mit unserer Mutter in einer Art Wolkenkuckucksheim. Das Leben, was man eben so das Leben nennt, schien uns profan, gewöhnlich, etwas, dem man entrinnen sollte, wo man nur konnte. Wir fühlten uns als etwas Besonderes, nicht besonders gescheit oder gut oder so, eben einfach etwas Besonderes, ohne dabei hochnäsig zu sein. Im Gegenteil, wir waren sogar recht demütig und bescheiden in unsern Ansprüchen an das Leben. Wir wollten gar keine Glücksgüter, jedenfalls nur so viel, um ein schlichtes Dasein zu führen, ohne Luxus, ohne Extravaganzen. Nur in Schönheit wollten wir leben. Das war es. In unserer Idealwelt, ich möchte sagen : so wie in Büchern.

Also die Berufswahl : Ich entschloss mich fürs Philosophiestudium. Da kam man am wenigsten mit diesem elenden

Grau-in-Grau des Lebens in Berührung. Warum hatten Dichter und andere grosse Geister das Philosophiestudium gewählt? Jene Männer, von denen es so schön heisst, dass sie auf der Menschheit Höhen wandeln! Sie mussten es schon wissen, dass man im Schosse von Kunst und Philosophie geschützt ist gegen das Leben.

Einmal sass ich wieder am Klavier und sang aus Leibeskräften. Eine Dame war ins Zimmer getreten, ohne dass ich sie bemerkt hatte, und zum Schlusse meines Liedes brach sie in die Worte aus: « Sie erleben ja! » Das fand ich nun höchst unpassend; so was sagt man nicht. Aber es war etwas Richtiges an dieser Feststellung. Ich musste darüber nachdenken. Und mit eins war mir der Sinn des Wortes « erleben » klar. Nur sagte die Dame, ich singe nicht richtig, ich sollte studieren; wenn ich wolle, nehme sie mich zu ihrem Lehrer mit. Dann erzählte sie mir vieles vom Gesang, das ich alles nicht recht verstand, wie man den Ton bilden müsse und von Glanz und von seelenvollem Timbre der Stimme usw. Sie sprach in Superlativen, sozusagen in Haufen, war eine ewige Begeisterung und dem Leben feind wie ich und meine Mutter.

Kurz: Auch ich wurde Schüler des Herrn Dr. Keel, einem Mann in Samtjackett und Künstlerkrawatte. Er war ein netter Mensch, der Doktor, wenn auch sehr eingenommen von der Alleinseligmachung seiner Gesangsmethode. Auch er übrigens sprach . . . ja, wie soll ich denn sagen . . . er sprach vielleicht nicht ganz natürlich . . . in grossen Buchstaben, in einer Art klingendem Pathos. Jeder Ton war ein kleiner Schaljapin. Er sagte nicht « Guten Morgen » — nein, es hörte sich an wie « Gutan Morgan! » Aber er unterrichtete mich zum Ausnahmepreis von 10 Franken die halbe Stunde und verlangte nichts von mir als Vertrauen und Geduld. Ich sang zweimal wöchentlich bei ihm eine halbe Stunde ba-ba-ba-ba-baaaaa, fünf Töne, hinauf und hinunter. Und beim obersten rief er mir zu: « In die Kuppel hinein! » Was er eigentlich genau damit meinte, erfuhr ich nie, aber wir verstanden uns. Alle seine Schüler sprachen in einem solchen Jargon, und nach einem Konzert des grossen italienischen Sängers Battistini konstatierten wir alle, dass dieser fabelhaft « in die Kuppel » hineinsänge, als ob er bei unserm Lehrer studiert hätte. Und alle andern Gesangsmethoden sangen « flach » oder « zu offen » — kurz eben nicht in die Kuppel hinein und damit falsch. Die Keelschen Schüler wussten, dass sie eine ganz besonders gute Schule waren, dass sie die Welt mit erstklassigen Sängern versehen würde. Mein Doktor stellte bald einen grossen Fortschritt bei mir fest, und anstatt Uebungen sang ich wieder « Nach Frankreich zogen zwei Grenadiere ». Ich fühlte mich schon am Startplatz einer Sängerkarriere und hing kurzerhand mein Philosophiestudium an den Nagel. Mama meinte zwar, ich hätte früher viel netter gesungen, viel natürlicher. Dann gab es immer Krach. Ich hielt ihr einen Vortrag über das « In-die-Kuppel-hinein-singen », und sie gab sich zufrieden. « Die Kuppel,

d. h. der Ton muss sich erst entwickeln, das braucht seine Zeit, und dann wird der Ton eine klingende Silberkugel sein ! » So etwa sprach ich. Und klingt das nicht überzeugend ?

Aber nach einem Jahre war diese « klingende Silberkugel » immer noch nicht da, obgleich Dr. Keel sie « in ganz kurzer Zeit kommen hörte ». Einmal, in den Ferien, traf ich Reichlin, einen ehemaligen Schüler von Keel. Ob ich denn immer noch beim Alten sei, fragte er mich schnippisch, und ob ich denn meine schöne Stimme ganz kaputt machen wolle ? Weiter tat er sehr grossartig, er habe in Italien studiert, dort nach vielem Herumsingen bei verschiedenen Gesangspädagogen schliesslich das Geheimnis des richtigen Singens entdeckt, er fahre jetzt nach Deutschland, ein Engagement zu suchen. Wenn es mich interessiere, wolle er mir gern mal zeigen, was Singen heisse. « Dieser Quatsch mit dem In-die-Kuppel-hinein-singen ! »

Und ob mich das interessierte ! Reichlin schmiss mir ein paar italienische Opernphrasen ins Gesicht. Das klang nicht schlecht. Und ich imitierte ihn. Ja, es sei nicht so leicht, wie ich denke, aber immerhin, ich stelle mich ganz intelligent an. « Der Ton muss in der Maske sitzen, zwischen Nasenwurzel und Oberkiefer ! » so lautete die immer wiederkehrende Weisheit. Und tatsächlich, einige Töne kamen schöner und leichter als ehedem. « Herr Reichlin, mit Ihnen möchte ich wieder einmal üben ! Ich würde Sie gern dafür entschädigen », sagte ich kurzerhand. Und er : « Ich gebe eigentlich keinen Unterricht, aber Ihnen will ich diesen Gefallen erweisen, allerdings nur unter der Bedingung, dass Sie nicht mehr zum Alten gehen. » Ja, was ich denn bezahlen wolle ?

Nun wurde also « in die Maske » gesungen. Es ging ganz gut. Nur sagte meine Mama, es klinge so, als ob ich den Schnupfen habe, so näselnd. Dann gab es wieder Krach. Gott, Mama verstand das eben nicht, dass sich das mit der Maske eben erst entwickeln musste. Das Näseln war doch die nasale Resonanz, die noch nicht ganz richtig sass. Wenn die einmal richtig sass, sass die ganze Stimme. So sagte jedenfalls Herr Reichlin. Und ich war felsenfest von der Theorie überzeugt. Und das etwa ein halbes Jahr. Schliesslich musste ich mich davon überzeugen, dass zwar die « nasale Resonanz » zugenommen, die Stimme selber in mehr als einer Hinsicht abgenommen hatte.

In jene Zeit hinein, ich war gerade 22, fiel eine kurze Krankheit, und der rasche darauffolgende Tod meiner geliebten Mama. Ich will das nur kurz berühren, obwohl es mir sehr nahe ging. Die Stunden meines Übens wurden nun zu einer Art Andacht, ich übte nach irgendeiner Methode oder sang ein trauriges Schumann-Lied. Meine Schwester, ich muss das noch nachholen, studierte übrigens am Konservatorium Klavier, sie machte ihr Konzertdiplom. Wir waren ein ideales Geschwisterpaar; wir halfen uns über den Tod unserer lieben Mutter hinweg, und ein jedes vertiefte sich in seine Kunst.

Eines Tages fiel mir eine Broschüre eines Berliner Gesanglehrers in die Hände,

der seine, von ihm entdeckte, neuartige aber auf den Grundsätzen des altitalienischen Belkanto aufgebaute Methode in gelehrten Artikeln auseinanderposamentierte und anpries. Den Mann musste ich kennenlernen! Und ich reiste nach Berlin. Beim Tode meiner Mama stellte sich heraus, dass meine und meiner Schwester ökonomische Lage gar nicht sehr rosig war, und ein Verwandter, der uns nie verstanden hatte, machte die deplacierte Bemerkung, wir hätten, meine Schwester und ich, gescheiter einen vernünftigen Beruf ergreifen sollen als die brotlose Kunst. Empörung und völlige Abkehr von diesem unidealen, materiellen Menschen war unsere spontane Reaktion! Und um so siegessicherer versteiften wir uns auf unsere Berufspläne. Gott sei Dank, dass wir nicht so unideale Berufe hatten, sondern die Kunst! Nicht diese materiellen Broterwerbberufe, vielmehr « geistige », einzig nach Schönheit, Seele und Gefühl strebende Beschäftigungen! Freudig stürzte ich mich ins neue Studium, gewillt, jede Entbehrung zu ertragen, denn meine finanzielle Lage erlaubte mir keine Extravaganzen!

Berlin! Eine Stadt, wo aus jedem Menschen ein Genie und auf die raffinierteste Weise aus allem Geld, vor allem Geld gemacht wird! Die neue Gesangsmethode war nun das Richtige, endlich hatte ich es gefunden! In kurzer Zeit hoffte ich « fertig » zu sein. Herr Dr. Braun, mein Lehrer, war ein gelehrter Mann, ehemaliger Jurist, hatte er in Italien studiert, dann durch einen Zufall dieses System, das «Summtonsystem mit Flankenatmung und Kopftonverstärkung durch Atemstütze » entdeckt. Er behauptete, dass einige grosse Sänger Deutschlands ihre Erfolge einzig und allein ihm zu verdanken hätten. Ich war also in besten Händen. Nun hiess es nur Geduld haben, sagte er, dann würde auch ich bald als berühmter Schüler der Schule Braun an der Wand hängen, inmitten der andern Lohengrin- und Ortrudphotos! Ich h a t t e Geduld und hatte Vertrauen. Ich summte stundenlang, zu Hause, in der Strassenbahn, im Restaurant. Ich war besessen von der neuen Methode. Man brauchte also nur fleissig zu summen, die eigentliche Stimme würde dann ja schon kommen. So sagte doch Dr. Braun, und der musste es doch wissen.

Ich war noch nicht lang in Berlin, da lernte ich Irma kennen. Ein junges, hübsches Mädchen, das von zu Hause weggelaufen war, weil ihre Eltern von ihr verlangt hatten, dass sie in der Haushaltung mithelfe und Abendkurse in Stenographie und Englisch besuche, um sich für eine kaufmännische Tätigkeit zu bilden. Das lag aber unter ihrer Würde. Sie war, was man nennt, « ein Mädchen aus gutem Hause », begabt, feinfühlig und von vielseitigen Interessen. Bureauarbeit hatte sie verschmäht, dabei « gehe sie zugrunde », und hatte es vorgezogen, ihrem Freund, einem Dichter, oder besser gesagt Journalisten, in die Not und Entbehrungen des Grossstadtlebens, nach Berlin zu folgen. Tag und Nacht hatte sie seine Romane, Novellen und sonstigen Schreibereien getippt, seine Gedanken und Äusserungen

wie ein Eckermann niedergeschrieben, ein Tagebuch geführt und geglaubt, damit der Welt oder doch wenigstens dem Jahrhundert einen Dienst zu erweisen. Aber diese Freundschaft war aus Gründen, die ich nicht anführen will, auseinandergegangen.

Nun lernte ich also Irma kennen, und es dauerte nicht lange, verband uns eine innige Freundschaft. Wir harmonierten glänzend. Irma hatte grösstes Verständnis für mein Studium und war von meinem Talent felsenfest überzeugt. Ich vernachlässigte meine Arbeit ganz und gar nicht, im Gegenteil, mit geradezu heiligem Ernste ging ich jeden Morgen aufs neue an die Summerei. Ich hielt Irma dieselben Vorträge, die mir Dr. Braun über den Ton hielt, die von ebensolchen nebulosen Begriffen angefüllt waren wie seinerzeit die Theorien vom « In-die-Kuppel-singen » oder der « nasalen Resonanz ». Obwohl Irma nichts von Gesang verstand, machte sie sich bald meine Ausdrücke zu eigen, besuchte mit mir Konzerte und stellte fest, ob ein Sänger in « unserer » Methode singe oder nicht.

Dr. Braun hielt übrigens grosse Stücke von mir. Ich könne mit Leichtigkeit ein zweiter Schlusnus werden. Der singe ja ganz gut, aber wenn er bei ihm studiert hätte, dann wäre was ganz anderes aus dieser Stimme geworden. Ich solle nur recht fleissig sein, dann werde ich eine Karriere machen, wie nicht grad einer ! In den Unterrichtsstunden waren meist mehrere Schüler versammelt; einer hatte dem andern seine kolossalen Fortschritte vorzuführen. Man beweihräucherte sich gegenseitig, die eine Stimme hatte « auffallende Aehnlichkeit mit der Taubers, eine gar mit Caruso », mich, wie gesagt, verglich man mit Schlusnus. Das missfiel mir eigentlich etwas. So etwas kann man als intelligenter Mensch sich nicht länger als ein Jahr anhören. So erging es jedenfalls mir. Auch hatte ich das Gefühl, dass dieser Summerei nun genug sei, dass ich weiterkommen wollte. Ich suchte also eines Tages einen der Koriphäen auf, die ihren Erfolg meinem Dr. Braun verdanken sollten. Zur Einführung überbrachte ich dem Herrn Kammersänger Grüsse meines Lehrers. Vielleicht, dachte ich mir, wird dir der Gewaltige noch einen andern Lehrer nennen, dem er die letzte Perfektion zuzuschreiben hat. Aber da war ich an den rechten gekommen ! Auf den Namen Braun reagierte er mit Verwünschungen und Verbalinjurien wie Gauner, Betrüger und dergleichen. Dieser Braun, dieser Nichtskönner, der ihn Geld, Zeit und ein Stück Stimme gekostet habe ! Nein, nein, das sei alles Mumpitz, was der Charlatan lehre ! Es gebe nur einen Maestro des italienischen Belkanto, dem habe er auch alles zu verdanken, das sei der Professor Poporny. Nein, er sei kein Italiener, habe natürlich in Italien studiert und spreche auch gern Italienisch.

Also hin zu Professor Poporny ! Ich will diesen Leidensweg nicht mehr beschreiben. Es war im Grunde nur wieder eine Wiederholung dessen, was ich bei andern Lehrern schon erfahren. Zuerst ist man überzeugt, dann begeistert, fasst Vertrauen und opfert Zeit und Geld und seine ganze Nervenkraft der neuen Heilslehre, um dann, ohne einen wirklichen Fortschritt zu konstatieren, sich auch von dieser Pforte mit Grauen zu wenden, ebenso auf diesen Charlatan schimpfend

wie auf die vorangegangenen. Denn Charlatane sind sie alle. Das ist mir heute, nachdem ich Geld und meine besten Jahre verpulvert habe für ein Studium, das nichts genützt hat, vollkommen klar. Nun bin ich aber zu anständig und zu gewissenhaft, denselben Weg wie diese Herren « Stimmbildner », « einzige Vertreter des echten Belkanto », und wie sie sich alle nennen, zu gehen, nämlich : ein Schild machen zu lassen : Heinrich Gygax, Stimmbildner und Gesangslehrer, italienische Methode, Atemgymnastik, Korrektur verbildeter Stimmen » und dieses Schild an meiner Haustüre zu befestigen oder mit ähnlichen Worten in Zeitungen oder mittels Broschüren à la : « So sang Caruso » auf Schülerfang auszugehen und jungen Menschen, die ja alle mehr oder weniger, aber wahrscheinlich doch nicht genügend Talent zu einer Sängerlaufbahn besitzen, das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen. Denn wahrscheinlich muss eben eine Stimme doch beinahe hundertprozentig angeboren sein. Das beweisen mir diese Keels, Reichlins, Braune und Popornys, die wohl grosse Töne über Gesang reden, aber selber keine richtigen produzieren können. Denn, wenn sie praktisch das leisteten, was sie theoretisch predigen, dann wären sie doch alle gutbezahlte Stars am Theaterhimmel !

Mit meinen Nerven und meinen Idealen auf den Hund gekommen, verliess ich den heissen Boden der Gesangspädagogik. Von dem einen oder andern meiner Studienkollegen hörte ich, dass er an irgendeiner kleinen deutschen Provinzbühne ein Engagement bekommen habe, von den meisten habe ich nichts mehr vernommen. Viele haben geheiratet!

Und ich ? Ich habe fünf Jahre Gesang studiert, weil ich nur einen idealen Beruf ausüben zu können glaubte. Wie glücklich wäre ich, wenn ich « was Rechtes » gelernt hätte ! !

Jetzt bin ich nach Hause gekommen; an unserer Haustüre hängt ein Schild « Anna Gygax, dipl. Klavierlehrerin, Methode Breithaupt ». Ich steige die Treppen hinauf, die ich seit zwei Jahren nicht mehr hinaufgestiegen bin, denn ich wollte ja erst als fertiger Sänger nach Hause kommen. Schon im Treppenhaus höre ich Klänge, die aus unserer Wohnung stammen müssen. Vielleicht die Pathétique, denke ich, oder die Wandererphantasie von Schubert, die Anni so gut spielte ? Wie ich aber näher hinhöre, stelle ich fest : da-dii da-daa . . . « der fröhliche Landmann » ! Und an mir vorbei erklimmt ein junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren die Stiege. Am Arme baumelt eine Mappe, und darauf ist geschrieben, schön verschnörkelt, wie diese ganze ideale Welt : Musik.

Rückkehr in die Heimat ! Die diplomierte Konzertpianistin und der Herr Gesangstudent liegen sich in den Armen und begrüssen sich gerührt. Zwei junge Menschen, die ideale Berufe gewählt haben, wo sie doch zu einem « vernünftigen » auch Talent gehabt hätten. Noch dazu zwei aus « besserm Hause » !